

Legende vom geheilten Trinker

Liebe Einar Már Guðmundsson war „Vorübergehend nicht erreichbar“. Von Barbara Schaefer

Eine Liebesgeschichte sei dies, behauptet der Untertitel des Buchs „Vorübergehend nicht erreichbar“. In Wahrheit handelt es sich um eine mehrschichtige Trinker- und Drogengeschichte. Die Liebe aber bringt Heilung.

Einar Thor und Eva lieben sich. Beide trinken und sind abhängig, Einar wurde mit Drogen erwischt, er sitzt im Gefängnis. Aber die beiden halten zueinander, schreiben sich Briefe, über Jahre hinweg. Dass Einar Már Guðmundsson, der meistübersetzte isländische Autor („Engel des Universums“) darüber ein dickes Buch schreiben konnte, hat wohl vor allem einen Grund: auch er war Alkoholiker. In diesem Buch verwebt er das Schicksal der beiden mit seinem eigenen Weg in die Sucht und wieder hinaus. Auslöser ist ein Brief, den Einar, der Trinker, an Einar, den trinkenden Autor, am Anfang seiner Haftstrafe schreibt. Später treffen sich die beiden bei einem Meeting der Anonymen Alkoholiker. Ob die Briefe, die der Autor ins Buch aufnahm, original sind oder fiktional, kann der Leser nicht erkennen. Eva jedenfalls tut der Autor damit keinen Gefallen. Bei aller Liebe, aus der heraus sie geschrieben sind oder sein sollen, sie sind von ergreifender Schlichtheit. „Die Seele weint den Schmerz aus und macht reinen Tisch, um neue und gute Dinge hineinzulassen. Ist es nicht einfach ein Kreislauf? Mein Schatz, der Fluss der Worte strömt aus mir heraus wie Milch aus den Kühen.“ Das liest sich wie in einem Heftchenroman, das kann Guðmundsson nicht gewollt haben.

Kein Zweifel, wie die Freuden der Geselligkeit ins Elend der Alkoholabhängigkeit abdriften und in der Hölle des Entzugs münden, beschreibt Guðmundsson anschaulich. Er hat seine Geschichte als Work in Progress angelegt, aber es wird zu einem Trinker- und Therapie-Melo mit Happy Ending. Erfreulich für alle Beteiligten, für den Leser nur bedingt. Guðmundssons Kunstgriff, sich ins Buch hineinzuschreiben, hilft nichts. Zum Roman fehlt die Fiktionalisierung des Themas, und dem Autor fehlt die Distanz zum Stoff.

Einar Már Guðmundsson: Vorübergehend nicht erreichbar. Eine Liebesgeschichte. Aus dem Isländischen von Angela Schamberger und Wolfgang Butt. Hanser Verlag, München. 332 Seiten, 19,90 Euro.

Die Trollfrau im Kopf

Angst Kristín Steinsdóttirs Heldin lebt „Im Schatten des Vogels“. Von Cornelia Krauß

In Seyðisfjörður in Ostisland ist Kristín Steinsdóttir geboren, deren Frauenroman „Eigene Wege“ 2009 positiv auffiel. Der Ort mit seinen 700 Einwohnern am 27 Kilometer langen Fjord, wohin die Fähre vom Festland die Gäste aus dem Ausland bringt, berge für sie, so Steinsdóttir, „heimisvolle Energie, die in mein Schreiben einfließt und es zum Leben erweckt“. Die Protagonistin ihres neuen Romans ist zunächst eine Namenlose in der Landschaft. Die ängstliche Kleine, von Papa Engelchen genannt, wächst zu Beginn des vorigen Jahrhunderts auf einem Bauernhof auf. Sie lässt sich von der alten Magd Kristbjörg von Trollen und dem unsichtbaren Elfenvolk erzählen, folgt ihrem Papa wie ein Schatten, wenn er Geschichten von Helden und Kriegeren vorliest, aber ihr auch zeigt, „wie man der Natur lauscht und den Gletscher richtig sieht“.

Wenn die Traumwelt von Pálina Jónsdóttir – das ist der Name des Mädchens – bedroht wird, setzt sich ihr die Beklemmung wie ein Vogel auf die Brust und droht, ihre Person zu spalten. In Reykjavík muss sie den Schulalltag, Liebeskummer, aber auch neue geistige Herausforderungen bewältigen. Das städtische Leben bietet Vergnügungen im Wechsel mit Angstzuständen. Stilistisch zeigt sich das Wechselhafte ihrer Stimmungen in häufigem Perspektivenwechsel und knappen Satzaussagen. Pálina muss schließlich auf ihre große Liebe verzichten und kehrt zurück auf den heimischen Hof. Sie ist begabt als Schneiderin und spielt Harmonium. Aber ihr Weg in die traditionelle Rolle als Ehefrau und Mutter einer großen Kinderschar ist vorgegeben. Ihr Leben verläuft im Rückwärtsgang, ihrer Seele droht das Zerbrechen.

Kristín Steinsdóttir: Im Schatten des Vogels. Aus dem Isländischen übers. von Anika Lüders. C. H. Beck Verlag, München. 252 S., 19,95 Euro.

Ein Roman, ein Etikettenschwindel

Krise Guðmundur Óskarsson wird als Stimme der Finanzkatastrophe angepriesen. Zu Unrecht, wie „Bankster“ zeigt. Von Tomas Fitzel

Mit der Formulierung, Banker seien alle Gangster, also Bankster, wird man derzeit große Zustimmung ernten. Josef Ackermann mit den zum Victory-Zeichen gespreizten Fingern ist Bild gewordener Inbegriff dieser Auffassung. Doch vielleicht lebt es sich als Banker mit solch einem Feindbild gar nicht so schlecht, denn schließlich beschreibt es ihn als sehr männlichen Krieger, als Iron-Man, der sich niemals in die Karten schauen lässt. Aber was denkt und fühlt er, wenn Boom und Krise sich in rasender Geschwindigkeit abwechseln, heute schon nicht mehr gilt, was gestern noch unumstößlich schien? Das müsste doch für eine Romanfigur ungemein interessant sein!

Der deutschen Literatur allerdings ist der Banker, anders als der Bankier des 19. Jahrhunderts, ein mehr oder minder unbekanntes Wesen, was daran liegen mag, dass die heimischen Autoren meistens von Geldgeschäften nur wenig Ahnung haben,

wenn man einmal von Martin Walser und Ernst-Wilhelm Händler absieht. Der isländische Schriftsteller Guðmundur Óskarsson arbeitet in einer Bank, erlebte daher die Entwicklung der desaströsen Bankenkrise 2008 hautnah mit und, so preist ihn jedenfalls der Klappentext an, verlieh mit seinem preisgekrönten Roman „Bankster“ „der internationalen Finanzkatastrophe eine literarische Stimme“.

Das klingt vielversprechend, denkt man, abgesehen davon, dass Katastrophen in der Regel eher stumm über uns hereinbrechen. Óskarsson verleiht seine Stimme vielmehr seinem Protagonisten Markús. Wie seine Freundin Harpa ist Markús in einer Bank angestellt. Beide sind plus/minus dreifig Jahre, wie der Autor selbst. Sie unternehmen gern Städtereisen. Kinder sind in der Planung noch nicht vorgesehen. Schicksalsschläge ebenso wenig.

Markús reagiert erst mit Unglauben und Verdrängung auf die sich abzeichnende

Krise und lässt sich nach seiner Entlassung in die Depression wie in ein gemachtes Bett fallen, so als hätte er auf nichts anderes gewartet. Von nun an schreibt er – wie originell – Tagebuch. Harpa, ebenfalls bald darauf arbeitslos, stürzt sich dagegen in neue Aktivitäten und wird vorübergehend Hilfslehrerin. Zu sagen haben sie sich immer weniger. Sie verlieren sich recht undramatisch.

Dass Harpa Markús verlässt – endlich!, seufzt man erleichtert als Leser – ist nur logisch. Denn dieser Markús ist leider nicht nur ein Jammerlappen, sondern auch ein grauenvoller Langweiler von der ersten bis zur letzten Seite. Ein Mann in einer depressiven Krise, der deswegen schreibt, vielleicht ist es auch umgekehrt. Dass er bis zu seiner Entlassung Banker war, ist völlig unerheblich. Kaum ein Wort verliert er darüber. (Guðmundur Óskarsson ist allerdings selbst auch kein Banker, sondern nur ein Autor, der als Bürokrant in einer Bank jobbt.)

Der Titel, „Bankster“, muss daher als Etikettenschwindel bezeichnet werden. Von dem darin assoziierten Rap – Bankster,

Garsta – also Rhythmus, Drastik, Energie, überschäumende Polemik und Wut, oder wenigstens Humor, wie angekündigt, ist in diesem melancholischen und ziemlich faden Romanaufguss stilistisch nicht eine Spur zu finden. Der Titel bezieht sich lediglich auf eine kurze Szene, als Markús sich einmal wenigstens zu einer Emotion hinreißen lässt, nachdem in einem Café ein Besucher dieses Wortspiel Gangster, Bankster ausgesprochen hat.

Zu diesem Mann voll Selbstmitleid dringt einfach gar nichts durch.

Ansonsten bleibt Markús stets distanzierter Beobachter. Nichts dringt zu ihm durch: weder Harpas Wandel noch die Verzweiflung seines Kollegen, der um eine Wiedereinstellung kämpft, noch die wachsenden Proteste, die schließlich zum Rücktritt der Regierung führen. Sollte dies die literarische Antwort auf die isländische Finanzkrise sein, dann hat man hier die zweite Bankrotterklärung vorliegen.

Guðmundur Óskarsson: Bankster. Roman. Aus dem Isländischen von Anika Lüders. Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt/Main. 254 Seiten, 22,90 Euro.



Die Bucht des Dýrafjörður

Doppelbilder Olaf Otto Becker hatte bereits 2005 seine Islandfotografien aus den Jahren 1999 bis 2002 in einem Band mit dem Titel „Unter dem Licht des Nordens“

versammelt, der sehr schnell vergriffen war. In dem neuen Buch stellt er häufig ältere Aufnahmen mit aktuellen zu Diptychen zusammen. Selten entsteht dabei ein so unge-

trübt harmonischer Eindruck wie auf den Bildern der Bucht des Dýrafjörður bei ablaufendem Wasser (Juli 1999) und bei steigender Flut (Juli 2011). Foto: Hatje Cantz

In seinem dunklen Drange

Mittelalter Thor Vilhjálmssons „Morgengebet“ ist jetzt auf Deutsch erschienen und lohnt die Entdeckung. Von Marianna Lieder

Um die erste Jahrtausendwende wurde das Christentum in Island zur Staatsreligion erklärt. Es sollte einige Zeit dauern, bis die Dreifaltigkeit müde wurde, mit den nordischen Gottheiten zu rivalisieren, und dazu übergang, einige ihrer Eigenschaften anzunehmen; auch Luzifer kam allmählich in der Gestalt eines übermächtigen Trolls daher. Als im dreizehnten Jahrhundert wieder halbwegs Ruhe im Götterhimmel über der Vulkaninsel herrschte, wurden auf Erden die Kämpfe umso heftiger ausgefochten. Die blutige Sturlungen-Zeit – eine jahrzehntelange Abfolge von Geschlechterfehden, an deren Ende 1262 Island seine Unabhängigkeit an Norwegen verlor – lieferte dem Schriftsteller Thor Vilhjálmsson den zeitgeschichtlichen Hintergrund für seinen Roman „Morgengebet“.

Ihren Widerpart finden die historischen Unruhen im stürmischen Innenleben von Vilhjálmssons Protagonisten Sturla, einem ehrgeizigen Spross des epochenmachenden Sturlungen-Clans. Er wird, neben seinem Wunsch, sich die isländische Krone aufzusetzen, von dem Bedürfnis umgetrieben, vom Papst persönlich von seinen Sünden absolviert zu werden.

Als „Erneuerer der isländischen Literatur“, als bedeutendster Schriftsteller der Generation nach dem großen Laxness gilt Vilhjálmsson. Vor wenigen Monaten starb er im Alter von 86 Jahren. Zu Lebzeiten hatte er stets betont, dass ein noch so dezidiert nationaler Schriftsteller niemals die Welt aus dem Blick verlieren dürfe. Mit „Morgengebet“, dem 1998 erstmals erschienenen Hauptwerk seiner späten Jahre, hat er dieses Kredo nochmals bekräftigt.

Der sagenhafte Geschichtsstoff um die Endphase des isländischen Freistaats wird zu einem finster-stilisierten Panorama des mittelalterlichen Europas ausgeweitet. Mit seinem Gefolge zieht Sturla auf seiner

Pilgerreise durch Italien und Frankreich. Die Leichenberge auf den Schlachtfeldern flößen ihm vertrauten Schrecken ein. Ein Fremdheitsgefühl lähmt seinen Willen, als er zum Mittelpunkt eines bizarren Buisrituals wird. Seine Neugier wird einfach durch geheimes Wissen um Obduktionen und die Alchemie des Goldes, das an der Sorbonne gelehrt wird.

Die Vernunft ist ein halbes Jahrtausend vor der Aufklärung die nächste Verwandte der Schwarzen Magie, ebenso fließend sind die Übergänge zwischen religiöser Entrückung und sexueller Ekstase. Massenhaft Symbole, assoziative Bilder und schreibende Mönche tauchen in diesem Ritter-Tod-und-Teufel-Epos auf. Es sind dies unverkennbar Spuren von Umberto Ecos Erfolgsroman „Der Name der Rose“, den Vilhjálmsson ins Isländische übersetzt hat.

Auch in seinem Sturlungen-Roman geht es darum, die Historie als Drama um Zeichen und Bedeutungen neu zu erzählen. Allerdings liegt semiotische Verspieltheit Vilhjálmsson ebenso fern wie das Schmöckerpotenzial, das den Historienromanen seines italienischen Kollegen zu eigen ist. In einem nahezu lyrischen Erzählton werden in „Morgengebet“ die großen Konstanten der menschlichen Existenz und der Literatur nachgezeichnet: Liebe, Angst, Schuld und Sühne.

Ein dunkles Pathos und fast schon aufdringliche Unheilsvisionen lassen von den ersten Seiten an erahnen, dass Sturla an seinen Vorhaben scheitern wird. Seinem Autor hingegen ist eine Figur gelungen, die das archaischen Heldentum einer untergegangenen Welt und die transzendente Unbehaustheit der Moderne glaubwürdig und lesenswert in sich vereint.

Thor Vilhjálmsson: Morgengebet. Roman. Aus dem Isländischen von Gerd Kreuzter. Osburg Verlag, Berlin. 336 Seiten, 19,95 Euro.

Alles nur Einbildung?

Wohnungen Steinar Bragis Roman „Frauen“ lässt eine Künstlerin in eine schaurige Falle gehen. Von Cord Beintmann

Eine junge Frau betritt ein schickes Apartment in der isländischen Hauptstadt Reykjavík. Die Künstlerin ohne Geld nimmt dankbar das Angebot an, die edel eingerichtete Bleibe im elften Stock eines Hochhauses auf Zeit umsonst zu bewohnen. Die Wohnung gehört einem isländischen Bankier, der vielleicht ihren Dokumentarfilm fördern möchte. Eva soll in der Wohnung die Blumen gießen und ein bisschen putzen. Eine junge Frau, die die Räume vor Eva bewohnte, ist verweist.

Nichts davon stimmt. Es gibt keine Blumen, aber einen Putzdienst. Die Vorgängerin ist nicht verweist, sondern hat sich in der Wohnung das Leben genommen. Und in eine Wand ist eine seltsame Vertiefung in Form einer Gesichtsmaske eingelassen.

Der Isländer Steinar Bragi, Jahrgang 1975, stattet seinen zweiten Roman „Frauen“ von Anfang an mit recht durchsichtigen Hinweisen auf zukünftige düstere Dinge aus.

Schon am ersten Tag in der Wohnung fühlt Eva sich eingesperrt. Die Vorahnung wird sich auf schaurige Weise erfüllen. Eva, Ende zwanzig, hatte mit ihrem Freund Hrafn, einem Künstler wie sie, ein Kind, das schon nach zwei Monaten starb. Hrafn hat sich von Eva distanziert, sie wünscht sich ihre große Liebe zurück. Ihr Leben hat sie nicht im Griff. Als Künstlerin ist sie mittelmäßig, sie trinkt zu viel und lässt sich treiben. Eva ist eine unglückliche Frau mit prekärer Existenz, und nun gerät sie ahnungslos in eine Falle.

„Du entkommst mir nicht“, so offen sagt es Bergthóra, eine sechzigjährige Nachbarin. Kaum haben die beiden sich kennengelernt, belegt diese hexenhafte Frau Eva übergriffig mit Beschlag. Evas Situation wird rasch unheimlich und bedrohlich. Ei-

nes Tages gelingt es ihr nicht, den Fahrstuhl zu öffnen. Ein Unbekannter befiehlt ihr am Telefon bei Androhung einer Strafe, ihr Gesicht in jene maskenartige Vertiefung in der Wand zu legen. Eva entdeckt in der Mulde kleine Löcher, aus denen möglicherweise narkotisierendes Gas strömt. Eva erkennt, dass sie eine Gefangene ist.

Steinar Bragis Roman verlässt ab der Hälfte den Raum des Realen und tritt in eine Welt des Albtraums, der Vision, der Halluzination, des Fantastischen ein. Die Handlung wird immer grotesker. Eva tobt in der Wohnung, zerstört Möbel und Spiegel, doch am nächsten Tag ist alles wieder hergerichtet. Sie wird von in die Wohnung eindringenden Männern sexuell misshandelt. Eva glaubt, rund um die Uhr gefilmt und überwacht zu werden.

Warum wird Eva gefangen gehalten und immer wieder malträtiert? „Du wirst bestraft“, erklärt Bergthóra. Aber wofür? Eva scheint schuldlos wie Josef K. in Kafkas „Prozess“. Bragis Roman, den man schwer mit dem Etikett „Psychothriller“ versehen könnte, bleibt rätselhaft. Träumt Eva alles? Ist ihre Misshandlung nur fantasiert? Ist ihre Gefangenschaft bloß eine gewaltige literarische Metapher? „Manchmal hatte sie das Gefühl, dass sie sich alles nur einbildete.“

Der Autor spielt lustvoll mit Realitäts- und Irrealitätsebenen und serviert dem Leser viele Leerstellen. Mancher Leser dürfte genau das mögen. Doch Bragi packt allzu viel in sein Buch, Seelenschau, Thriller-Plot und Gesellschaftsanalyse. Das alles in einer kunstlosen, sich nah an seine Heldin schmiegenden Sprache. Immerhin, bis zum Schluss bleibt spannend, ob Eva ihr Gefängnis verlassen darf oder nicht.

Steinar Bragi: Frauen. Roman. Aus dem Isländischen von Kristof Magnusson. Verlag Antje Kunstmann, München. 255 Seiten, 19,90 Euro.